

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1994-1995)
Heft: 51

Artikel: Wenn man wurzellos wird wie ich
Autor: Weiss, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn man wurzellos wird wie ich

«Ich bin Jüdin, habe eine weisse Haut, lebte zwischen, aber nicht mit Afrikanern, war ständig auf Reisen. So bin ich eine Wandernde zwischen den Welten», steht auf der Rückseite der in diesem Sommer erschienenen Autobiographie von Ruth Weiss, die 1936 als Elfjährige mit ihren Eltern von Deutschland nach Südafrika flüchten musste. Was bedeutet es für sie, zwischen den Welten zu wandern?

Von Ruth Weiss *

«Das kulturelle Hemd, das man seit Kindheit trägt, ist einfach nicht abzulegen.» Diesen Satz schrieb ich vor langem und glaube, dass er heute noch stimmt.

Mein eigenes Leben wurde durch die starken Eindrücke eines orthodox-jüdischen Elternhauses geprägt, dadurch der Rhythmus des Tages, der Wochen, der Feiertage, die abhängig waren vom Gebot. Es war ein Rhythmus, der gleichzeitig Gewohnheit und Lebensinhalt wurde. Nicht nur der feste Glaube, sondern auch die Gebräuche stärkten und verliehen Sicherheit. Man zweifelte nicht: nicht an Gott, seinem Gebot oder der eigenen Stellung – als Mensch, als Mann oder Frau. Alles hatte seine Ordnung, der man sich unterwarf.

Die Wegweiser fehlen

Heute nehme ich an, dass diese heile Kindheit auch ohne die Nazizeit, der ich durch glücklichen Zufall so schnell entkam, ein Ende genommen hätte. Jede geborgene, behütete Kindheit endet, sobald das Kind dem Schutz der ängstlichen Elternliebe entwächst und sich den Forderungen der Aussenwelt stellen muss. Auch wenn wir nicht die fast ghetto-ähnliche Atmosphäre der Heimatstadt verlassen hätten und ich mich als Elfjährige in einer neuen Welt zurechtfinden musste, hätte ich mich mit Zweifeln an der alten Welt auseinandersetzen müssen. Sicher hätte ich auch ohne den Schock der Emigration jener Zeit nachgetrauert, in der die Wegweiser des Lebens so klar waren wie das Ziel – ein gottgefälliges Leben zu führen, nach Seinen Geboten.

Der Schutz der Kindheit ging mir verloren, doch nicht das Gefühl dafür, wo mein Platz war. Ich weiss dank jener Kindheit: ich bin Jüdin. Auch ohne regelmässigen Synagogenbesuch, trotz des Verstosses gegen die Speisegesetze, gegen das Gebot, am Sabbat und den Feiertagen nicht zu arbeiten. Letzteres war sowieso ein Luxus, den ich mir nicht mehr hätte leisten können – arbeiten gehörte zu meinem Leben, um zu überleben – ohne Rücksicht auf Tag oder Jahreszeit.

Zu jener Kindheit kam die soziale Umwelt: die Rolle der Frau war nicht nur in der Religion, sondern auch in der Gesellschaft festgelegt. Ohne zu hinterfragen akzeptierte ich, dass es schwerer ist für ein Mädchen als einen Jungen zu studieren – und noch als fast Vierzigjährige hinterfragte ich nicht, warum ich weniger verdiente als männliche Kollegen, obwohl ich die

selbe Arbeit verrichtete. Sie waren «eben Männer». Die Erklärung, dass Männer mehr Familienverpflichtungen hätten als Frauen, nahm ich achselzuckend hin, auch wenn das in meinem Fall kaum stimmte. Es war eben so. Ich war einfach glücklich, dass ich den Job überhaupt bekommen hatte.

Wenn man wurzellos wird wie ich, ist es schwer, sich selbst zu definieren: nur die Kindheit gab mir die Identität als Jüdin und Frau.

Dir versehentlich vertraut

Jene Kindheit verlieh mir auch das Bewusstsein, dass die Aussenwelt mir nicht immer wohlgesinnt ist, dass es ein Geschenk ist, wenn Menschen mir freundlich entgegenkommen. Ich bin Aussenseiterin, gehöre nie «dazu». Die Welten, in denen ich lebte, wurden stets von anderen bestimmt: von Männern, von Politikern, auch Politikerinnen, zu deren «In-Gruppe» ich nicht gerechnet werden konnte. Aus diesem Grund schreibe ich Freundlichkeit und Freundschaft mit Grossbuchstaben. Das, was ich erlebte, erfahren andere Minoritäten im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, seien es Muslime in Bosnien, Palästinenser in Israel oder Tutsi in Ruanda. Die Feindseligkeit einer Gruppe gegen andere, die Ablehnung oder Angst vor dem Fremden führt zu Greueln, die man bekämpfen muss.

Wenn dunkelhäutige Menschen in europäischen Strassen angegriffen werden, fühle auch ich mich angegriffen. Ihre Haut macht sie sichtbar «anders». Bei mir ist es wie Mascha Kaléko schrieb: «Vor der Schmach, die Abkunft zu verstecken, schützt dich, allen sichtbar, deine Haut. Vor der andern Hass, wenn sie entdecken, dass sie dir «versehentlich» vertrauten.»

Alte Bräuche neu interpretiert

Ich glaube, dass ich meine schwarzen Schwestern verstehen kann. Vor allem die afrikanischen Landfrauen, die sich aus der geschützten Welt der traditionellen Werte kommend in den Städten zurechtfinden müssen, die als Erwachsene lesen und schreiben lernen und mit fremden Konzepten umgehen müssen. Eine Freundin erklärte mir einmal: «In der Kolonialzeit wusste man nicht, wo man war. Zu Hause durfte man als Mädchen nicht die Augen auf einen Erwachsenen richten. Bei einer «weissen Madam», bei der man arbeitete, hiess es, wenn du mir nicht ins Gesicht blickst, lügst du.»

Die Neuzeit der unabhängigen Staaten hat für Frauen viel verändert, auf dem Land sowie in der Stadt. In der Kolonialzeit stand die schwarze Frau auf der untersten Stufe der Gesellschaftsordnung – weil sie Frau und schwarz war. Mit Ausnahme einiger matriarchaler Stammesordnungen war die traditionelle afrikanische Gesellschaft patriarchalisch. Da auch im Süden die Politik von Männern gemacht wird, suchen diese sich aus der alten Ordnung jene Werte heraus, die für sie am vorteilhaftesten sind.

Zum Beispiel ist es in vielen traditionellen Gesellschaften Brauch, dass die verheiratete Frau zur Familie des Mannes und nicht mehr zu der ihrer Eltern gehört. Stirbt ihr Mann, übernimmt die Familie die Versorgung der Frau und Kinder und behält den Besitz des Verstorbenen. Öfters «erbt» ein Bruder die Frau als Nebenfrau.

In der Neuzeit nimmt die Familie nur zu oft das materielle Erbe an, aber nicht mehr die Verantwortung für Frau und Kinder – oder nur für letztere, wenn sie dadurch Arbeitskräfte erhält. Bereits zur Beerdigung kommt die Familie mit Lastwagen angefahren, um alles mitzunehmen, vom Kochherd bis zum Fernseher. Die Frau bleibt in kalten Wänden zurück.

Gibt es kein Gesetz, das die Frau schützt, so kann nur ein Testament des Mannes seine Kleinfamilie vor Armut behüten. Doch auch das macht oft Probleme. «Wenn ich ein Testament mache, hat die Frau doch jeden Grund, mich zu verhexen», erklärte ernst ein Politiker. Er machte eine ablehnende Geste, als ich fragte, ob seine Frau ihn nicht liebte. Offensichtlich hatte das seiner Ansicht nach wenig damit zu tun. Ich verstand ihn. Angst vor Zauber gehört zur traditionellen Gesellschaft genau wie die Ehrfurcht vor Ahnengeistern. Mit einem Universitätsabschluss legt man nicht auch gleichzeitig alten Glauben ab.

In Zimbabwe etwa wurden nach der Unabhängigkeit mehrere wichtige Gesetze verabschiedet, die der Frau einen neuen Status gaben, sie weniger abhängig von Männern machte. In der Kolonialzeit hatte die weisse Verwaltung die traditionellen Gebräuche verkannt, hatte die Absicht des Brautpreises – «lobola» – missverstanden. Dieser kam einem Abkommen zwischen zwei Familien gleich, die dadurch zu Verbündeten wurden. Die Kolonialherren jedoch sahen darin den Verkauf der Frau an einen Mann und legten den Status der Frau entsprechend fest. So kam es, dass Frauen ihr ganzes Leben unmündig blieben,



Ruth Weiss

stets von einem männlichen Wesen abhängig: vom Vater, Ehemann, Bruder oder Sohn.

Auch Gesetze ändern nicht viel

Die neue Gesetzgebung, welche Frauen mehr Rechte geben sollte, wurde von Parlamentariern erbittert bekämpft, weil sie wussten, dass ihre Wähler die Ermächtigung der Frauen ablehnten. In der Praxis werden die neuen Gesetze oft nicht beachtet. Das gilt vor allem auf dem Lande. Wie in anderen Ländern des Südens, so bildeten sich auch in Zimbabwe neue Klassen. Es gibt starke Unterschiede zwischen der Land- und der Stadtfrau, auch zwischen der Stadtfrau aus der Elite, der Frau des neuen Mittelstandes und der Frau aus den städtischen Slumgebieten.

Auf dem Land lebt die Frau noch in der traditionellen Gesellschaft, zu der auch die Polygamie gehört (wobei zu bemerken ist, dass selbst die Frau der Elite akzeptieren muss, dass ihr Mann Freundinnen hat, sie ihm jedoch treu sein muss). Die Landfrau lebt kaum anders als ihre Mutter, kennt ihre neuen Rechte, weiss jedoch, dass sie diese schwer einlösen kann. Sie ist dem Mann untertan, isst «wie es sich gehört» mit anderen Frauen, nachdem die Männer bedient sind, bearbeitet weiter das Feld, wobei der Erlös dem Mann gehört.

Auch die Stadtfrau aus kleinen Verhältnissen muss sich fügen, wenn ihr Mann – nach Tradition – verlangt, dass ihr Gehalt ihm gehört. In der Kolonialzeit war es stets der Junge, der zur Schule geschickt wurde. Als ab 1990 wieder Schulgeld verlangt wurde (nach 1980 hatte jedes Kind das Recht auf freien Grundschulbesuch), waren es die Mädchen, die zuerst zu Hause bleiben mussten.

Nach immer wird «lobola» ausgehandelt, auch bei Frauen der Elite. Theoretisch festigt das die Position der Frau in der neuen Familie. Praktisch «verdient» der Vater gut daran, vor allem, wenn seine Tochter eine Ausbildung genossen hat und so zum Einkommen der neuen Familie beitragen kann.

Trotzdem neue Kleider tragen

Nicht nur Männer suchen sich aus den traditionellen Bräuchen das aus, was ihnen passt. Einmal war ich bei einer Politikerin in Sambia eingeladen. Als sie in die Hände klatschte, öffnete sich sofort eine Tür und eine Frau kam auf Knien mit einem Teetablett auf uns zu. Auf meine Bestürzung hin meinte meine Gastgeberin: «Sie ist das so gewohnt...»

Das ist nicht ganz das, was ich meine, wenn ich sage, die Kindheit prägt uns. Ich weiss,

dass neue Strukturen zwar auf alten aufgebaut werden können, aber nicht, wenn diese zu Ausbeutung führen und gegen Menschenrechte verstossen.

Man kann seine Herkunft nicht verleugnen. Auch wenn man das Hemd der Kindheit nicht abstreifen kann, so kann man trotzdem neue Kleider darüber tragen.

*** Ruth Weiss ist Journalistin «im Ruhestand». Sie verbrachte den Grossteil ihres Lebens in Südafrika und anderen Ländern im Süden Afrikas. Heute lebt sie in England. «Wege im harten Gras» heisst ihre zweite Autobiographie, die im Sommer 1994 im Peter Hammer-Verlag erschienen ist.**

Eine Lesung und anschliessende Diskussion mit Ruth Weiss findet statt in:

St. Gallen (Comedia): 27.9.1994, 20.00 h
Basel (Buchhandlung Theaterpassage):
28.9.1994, 20.00 h
Zürich (Kirchgemeinde Höngg):
29.9.1994, 20.00 h